

Nr. 192. Bromberg, den 22. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(24. Fortsetzung.) ———

Pünktlich um drei Uhr erschien ich am nächsten Tage mit Gabriele und deren Mutter im Hause des Professors, das auf einem Hügel in Rosen und Geranien eingebettet lag. Ein schweigsamer, alter Diener führte uns ins Haus.

Gleich nachher erschien auch der Professor und musterte die Kranke mit scharfem Blick

„Würden Sie mir gestatten, Madame, Ihre Tochter in mein Ordinationszimmer zu führen?" fragte er Frau Tennison. „Es ist am besten, wenn ich sie ohne Beisein anderer Personen ausfrage."

„Gewiß", erwiderte Frau Tennison und fügte, zu Gabriele gewendet, hinzu: „Der Herr Professor möchte einige Fragen an dich richten — willst du nicht mit ihm in das anstoßende Zimmer gehen?"

Gabriele warf mir einen fragenden Blick zu und folgte dann dem alten Herrn in das Ordinationszimmer.

Durch das Fenster des Zimmers, in dem Frau Tennison und ich schweigend warteten, drang ein süßer Duft von Rosen und Jasmin. Ich stand auf und blickte in den Garten hinaus, der wunderbar gepflegt war, der Professor schien ein Rosenliebhaber zu sein, denn überall sah man blühende Rosenstöcke.

Plötzlich hörten wir durch die geschlossene Tür Gabrielens erregte Stimme, die ausrief:

„Nein — das war es nicht! Warum wollen Sie mich einer solchen Tat beschuldigen?"

„Verzeihen Sie, Mademoiselle", hörten wir den Professor ruhig erwidern, „ich beschuldige Sie nicht, ich habe nur eine ganz einfache Frage an Sie gestellt."

„Ihre Frage ist beleidigend, Herr Professor", erklärte Gabriele erregt. „Wie können Sie mir etwas Derartiges zumuten?"

„Mademoiselle, ich mute Ihnen ja nichts zu", gab der Professor zurück. „Ich will nur Ihren Geisteszustand feststellen. Doch Ihre Empörung ist ein gutes Anzeichen. Ich bitte tausendmal um Vergebung, falls Sie sich beleidigt fühlen sollten", fügte er in seiner höflichen Art hinzu.

Nach einer kurzen Pause hörten wir, wie er sagte:

„Wollen Sie mir bitte Ihre beiden Hände geben und mir in die Augen sehen."

Ein längeres Schweigen folgte.

Wir hörten den Professor seufzen, doch er sagte nichts.

Die Untersuchung dauerte fast eine Stunde. Er stellte vielerlei Fragen an Gabriele, um ihr Gedächtnis in bezug auf die Vorfälle aufzufrischen, doch vergebens. Diese Fragen schienen sie zu quälen, denn plötzlich rief sie laut aus:

„Nein, das halte ich nicht aus! Sehen Sie — sehen Sie doch — da ist es wieder! Alles ist rot, grün und gold!"

Der gütige, alte Professor richtete noch viele Fragen an sie, um festzustellen, was der Anlaß zu ihrem Entsetzen sei, doch ihre Antworten waren unbestimmt — sie schien das Unbekannte nicht beschreiben zu können, das ihr ein solches Entsetzen einflößte. Sie mußte in der verhängnisvollen Nacht irgend etwas in diesen Farben gesehen haben, das war klar.

Immer wieder flehte sie den Professor an, sie vor einer imaginären Gefahr zu beschützen, und immer wieder rief sie jene geheimnisvollen und sinnlosen Worte aus: „Rot, grün und gold!"

In atemloser Spannung lauschten wir, doch alles, was wir hören konnten, war ein hoffnungsloses Seufzen des Professors, das uns mehr sagte als Worte.

Wir wußten, daß Gabrielens Fall hoffnungslos war, auch für den einzigen Menschen in ganz Europa, der die Folgen des Orosins kannte, und dem es in zwei Fällen gelungen war, eine Heilung herbeizuführen.

Schweigend blickte ich Gabrielens Mutter an; sie mußte meine Gedanken erraten haben, denn die Tränen liefen ihr über die bleichen Wangen.

Wir wußten, wie wir daran waren — unsere Reise war vergeblich gewesen.

Dieser Gedanke ließ mich in ohnmächtiger Wut gegen De Gex und seine Spießgesellen die Zähne zusammenbeißen. Ich war entschlossen, ihnen die Maske vom Gesicht zu reißen und das unschuldige Mädchen zu rächen, und sollte es auch mein Leben kosten!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein weiteres Rätsel.

Die erste Woche im August war in London ungewöhnlich heiß und trocken.

Gabriele und Frau Tennison waren in Lyon geblieben, denn Professor Gourbeil hatte den Vorschlag gemacht, die Kranke durch einige Wochen in seiner Behandlung zu belassen. Zwar hatte er keine Hoffnung auf eine Genesung; die Dosis Orosin, die man ihr beigebracht hatte, war seiner Behauptung nach größer als jene, die mir De Gex damals in jener Schreckensnacht in mein Glas geschüttet hatte.

Mein Kollege Harry Hambledon war noch immer beim Polizeigericht in Hammersmith beschäftigt und hatte es schon zu einem guten Namen gebracht. Vor kurzem hatte er sich ein kleines Zweisitzerauto gekauft und führte an jedem Sonntag Nora in die Umgebung hinaus. Auch mich hätte der Autosport gelockt, doch bei den schweren Auslagen, die ich in letzter Zeit gehabt hatte, konnte ich es mir nicht leisten. Außerdem hatte meine Firma eben einen großen Auftrag in Chichester übernommen, und ich war daher fortwährend auf der Reise zwischen London und Chichester.

Jedenfalls mußte ich meine Arbeit zur Befriedigung meiner Firma erledigt haben, wenigstens nach dem reichlichen Urlaub zu schließen, den sie mir gewährt hatte. Doch meine Gedanken weilten stets bei Gabriele, die ich aus ganzem Herzen liebte.

Wir schrieben uns häufig. Manchmal schrieb mir auch Frau Tennison aus der kleinen Pension in der Rue Paul

Wert in Lyon, doch ihre Briefe waren immer recht verzweifelt. Die arme Gabriele war immer noch im gleichen; sie hatte noch immer keine Interesse für das, was um sie vorging und rief immer wieder jene geheimnisvollen Worte aus: „Rot, grün und gold!"

Auch ich war ganz verzweifelt und ließ den Kopf hängen. Mehr als einmal kam ich an dem Hause in der Stretton Street vorbei; die Jalousien waren herabgelassen; denn das Haus war seit dem Winter geschlossen, nur der Verwalter wohnte dort.

So oft ich an dem Hause vorbeikam, mußte ich daran denken, wie damals in der Nacht der Diener Horton auf mich zugekommen war und mich flehentlich gebeten hatte, zu seinem Herrn zu kommen. Nun sah ich auch, wie schlau der Plan ausgedacht gewesen war — ein Plan, der nur einem genialen Hirn entsprungen sein konnte.

De Gex' Antlitz verfolgte mich in meinen Träumen. Zugegeben, er war ein Finanzmann, der das Geschick Europas leiten konnte — aalglatt, lächelnd und von ungemein gewinnendem Äußern; doch weshalb Suzor absichtlich die Bekanntschaft mit mir gesucht, und weshalb man mich hernach in jenes geheimnisvolle Haus gelockt hatte, das waren zwei Punkte, deren Zweck ich nicht erfassen konnte.

Als ich eines Abends zu später Stunde wieder an dem Hause vorbeikam, sah ich zu meiner Überraschung vor dem Tore niemand anders stehen als De Gex in eigener Person, der im Begriff war, in sein Auto zu steigen. Hinter ihm stand ein mir fremder Diener, dem er anscheinend einige Aufträge erteilte.

In der Dunkelheit konnte mich De Gex nicht sehen. Ich trat etwas zurück und beobachtete, wie er ins Auto stieg und wegfuhr.

Oswald De Gex war also nach London zurückgekehrt — und noch dazu jetzt im August! Erst tags vorher war ich vorbeigekommen und hatte gesehen, daß die Jalousien, so wie seit Monaten, herabgelassen waren — ein Zeichen, daß der Hausherr nicht anwesend war. Ein neuerlicher Blick auf das Haus aber zeigte mir jetzt, daß die Jalousien noch immer herunter waren!

Der nächste Tag war ein Sonntag. Gegen vier Uhr nachmittags kam De Gex aus seinem Haus heraus und ging in seinen Klub in die St.-James-Street — und die Jalousien blieben immer noch geschlossen! Ein Beweis also, daß er sich im Geheimen hier aufhielt und den Anschein erwecken wollte, daß er noch abwesend sei. — Warum das alles?

An einem der nächsten Tage mußte ich geschäftlich nach Reading; als ich zurückkehrte, kaufte ich mir eine Abendzeitung und nahm sie nach Hause mit. Wie gewöhnlich speisten Harry und ich zusammen zu Abend, und als er dann nach Richmond weggegangen war, setzte ich mich mit einer Pfeife ans offene Fenster und durchflog die Tagesneuigkeiten.

Da fesselte plötzlich eine Überschrift meine Aufmerksamkeit, und ich las:

„Wie uns berichtet wird, ist in seinem Hause in der Umgebung von Amsterdam Baron Harte van Veltrup, der bekannte Finanzmann, der seit Jahren mit dem Grafen Chamartin, dem spanischen Bankier, gemeinsam arbeitete, plötzlich gestorben. Der Graf starb vor kurzer Zeit in San Sebastian, kurz nachdem er mit van Veltrup eine Eisenbahngesellschaft in Spanien gegründet hatte. Wie unser Korrespondent mitteilt, erscheinen die Umstände, unter denen der Baron starb, sehr mysteriös. Vor drei Tagen begab sich der Bankier, der verwitwet ist, nach dem Haag, wo er in seinem Zimmer in einem kleinen, unbekannten Hotel einen Herrn empfing. Diese Zusammenkunft geschah jedenfalls im Geheimen, denn er sagte seinem Chauffeur, er wolle nicht, daß jemand von diesem Besuch erführe. Der Herr blieb ungefähr eine Stunde bei dem Baron, dann fuhr der letztere wieder mit seinem Auto nach Amsterdam zurück. Unterwegs bemerkte der Kammerdiener, der chauffierte, daß sein Herr sehr erregt war und mehrmals vor sich hinmurmelte. Zu Hause angelangt zog er sich um, nahm sein Abendessen ein und wollte eben wieder ins Auto steigen, um in die Oper zu fahren, da stürzte er plötzlich zusammen und starb in wenigen Augenblicken.

Obwohl die Ärzte erklärten, daß der Tod infolge einer Herzschwäche eingetreten sei, gab die Erzählung des Dieners über den mysteriösen Besucher vom Haag zu allerlei Gerüchten Anlaß. Er beschreibt den Mann als von mittlerem Alter, mit einem kleinen, dunklen Schnurrbart, frischer Gesichtsfarbe und mit Hornbrille. Diese Brille vermutet der Diener, diente aber nur zur Verkleidung.

Da jedoch drei Ärzte erklärten, daß der Tod aus einer natürlichen Ursache eingetreten sei, legte die Polizei dem Berichte des Dieners keine Bedeutung bei. Baron van Veltrup, der in internationalen Finanzkreisen sehr bekannt war, kam auch oft nach London, wo er in der Jermin Street eine ständige Wohnung hatte. Er empfing oft seltsame Besucher, wahrscheinlich Leute, die ihm geheime Informationen über seine Geschäfte brachten, deshalb glaubt man auch nicht, daß der erwähnte Unbekannte mit dem plötzlichen und bedauerlichen Hinscheidens des Barons im Zusammenhang steht. Der Verstorbene galt als großer Wohltäter, insbesondere für die Blindeninstitute, deren Gründer er auch war. Einige seiner finanziellen Transaktionen waren von umfassender Bedeutung. Die letzte Anleihe an Peru ging durch seine und des Grafen Chamartin Hände, er selbst führte unmittelbar vor dem Kriege eine große Anleihe an Serbien durch und erwarb auch die Konzession für zwei neue Eisenbahnlinien in Norditalien und Portugal. Der Ruf des Hauses war bekannt, und der vorzeitige Tod des Barons erfüllt alle Finanzkreise der europäischen Hauptstädte mit tiefer Trauer."

Ich hob meinen Blick von der Zeitung und sah auf die Themse hinaus, die im grauen Dämmerlichte vor mir lag. Ein leiser Wind ging durch die Bäume, und über die lange Hängebrücke zog eine endlose Reihe von Autos.

Der Fall in Amsterdam war seltsam — was mich aber am meisten aufmerksam machte, war der Umstand, daß der verstorbene Baron mit dem Grafen Chamartin in Verbindung gestanden war, dessen Witwe ich vom Sehen aus kannte. Auch der Graf war ganz plötzlich gestorben. Innerhalb einer ganz kurzen Zeit waren also zwei Männer gestorben, mit denen man in internationalen Finanzangelegenheiten hatte rechnen müssen!

An den Angaben des Kammerdieners zweifelte ich nicht. Ich wußte, daß Leute, wie der verstorbene Baron, oft gezwungen waren, seltsame und oft unerwünschte Besucher zu empfangen, von denen übrigens die meisten für ihre Information bezahlt wurden. Jeder große Finanzmann hat seine Geheimagenten, deren Aufgabe es ist, ihren Auftraggeber über die verschiedenen politischen und anderen Geheimnisse in Europa zu unterrichten. So wissen denn auch die Finanzgrößen mehr von den Unterströmungen in der auswärtigen Politik als irgendeine Gesandtschaft oder ein Ministerium für auswärtige Angelegenheiten. Sie müssen die Geheimnisse der einzelnen Nationen kennen und schlagen ihren Gewinn daraus.

Ich sann und sann. Der plötzliche Tod der beiden Finanzmänner war zumindest ein seltsames Zusammentreffen. Ich erinnerte mich, daß Chamartin mit De Gex in Verbindung gestanden hatte und daß der letztere anscheinend nur deshalb nach Madrid gereist war, um mit der Witwe zu sprechen. Auch fielen mir die Worte des Professors Vega ein, der mir die Folgen des Orosins beschrieben und erklärt hatte, daß es den sofortigen Tod herbeiführe und daß alle Ärzte erklären würden, daß eine Herzschwäche die Todesursache sei.

Dieser Gedanke stimmte mich nachdenklich. Immer wieder las ich den Bericht über den Tod des Barons, und nachdem ich zu Bett gegangen war — Harry war noch nicht zurückgekehrt —, konnte ich nicht schlafen.

Einige ruhelose Tage vergingen, dann bat ich meinen Chef um Urlaub und fuhr mit dem Dampfer von Harwich nach Hoek van Holland. Am folgenden Tage war ich schon in Amsterdam, der Stadt mit den vielen Kanälen und den lustig bemalten Schiffen.

Zufällig kannte ich einen Engländer, der bei einer holländischen Exportfirma angestellt war, und ich suchte den Mann sofort auf. Er hieß Graham.

Wir gingen zusammen in ein Kaffeehaus, und dort erklärte ich den Zweck meines Besuches, nämlich die Nachforschungen bezüglich des Todes des Barons van Veltrup. Graham warf mir einen überraschten Blick zu, denn er konnte nicht verstehen, wieso ich mich so für den Tod des reichen Holländers interessieren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Auch der Schmerz will seinen Ausdruck haben,
Und der Mann, vom Schmerze überwältigt,
Braucht sich seiner Tränen nicht zu schämen.

Fr. v. Bodenstedt.

Das Dienstgesicht.

Von Kurt Krafft.

Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps!

Und zum Dienste gehört das Dienstgesicht. Es gibt Dienste von verschiedenem Format, ganz große, aber auch ganz kleine. Mag aber der Dienst groß oder klein sein, das Dienstgesicht bleibt sich gleich, wenn ein Dienst recht getan wird. Es gibt Dienste, die sind so mikroskopisch klein, daß man sie garnicht als Dienst erkennen würde, wenn kein Dienstgesicht dazu gemacht würde.

Bis hierher liegen die Dinge ganz einfach. Nun wird es aber kompliziert und philosophisch. Der Dienstmacher erlebt nämlich die Welt auf zweierlei Weise, dienstlich und außerdienstlich. Er kann als Mensch etwas wissen, wovon er dienstlich keine blaue Ahnung hat. Er muß es erst dienstlich erfahren, was er menschlich weiß. Ich will diesen Zustand durchaus nicht schelten. Es liegt viel Güte darin. Es sind nicht die Schlechtesten, die persönlich neugierig und dienstlich schwerhörig sind.

Aber die Sache hat ihre komische Seite. Da sitze ich irgendwo und werde auf irgendwas verpflichtet. Mir gegenüber sitzt ein freundliches Menschenkind und setzt mir meine Pflichten so gemütlich auseinander, daß ich am liebsten fragen möchte, ob wir uns nicht einen Schoppen kommen lassen sollen. Doch plötzlich geht bei meinem freundlichen Gegenüber eine Veränderung vor sich. Er hat eben heimlich seinem dienstlichen Menschen mitgeteilt, was er mit mir verhandelt hat. Dieser nimmt jetzt von ihm Besitz und von mir Kenntnis und fragt mich unnahbar und in gemessenem Ton, ob ich gewillt bin usw. und durch Handschlag verspreche usw. Ich bin ganz betroffen. Ich habe das vom Schoppen doch nur gedacht! Oder sollte ich es in der Zerstreutheit wirklich gesagt haben? Befangen antworte ich. Ich fühle mich dienstlich an der Hand gefaßt und dortselbst amtlich geschüttelt. Immer noch sehe ich ängstlich in das Gesicht mit den herabgekrümmten Mundwinkeln. So muß der Vater Staat persönlich aussehen! Doch da ändert sich wieder blitzschnell die eben so gestrenge Physiognomie. Alles ist wieder eitel Freundlichkeit und Schoppen. Es war nicht bös gemeint.

Das Dienstgesicht ist eine der großen Wohltaten der Menschheit. Nietzsche hat einmal dem großen Schnurrbart ein Lob gesungen. Es gibt kleine, ängstliche Menschen, mit großen Schnurrbärten, hat er gesagt, Menschen, die gleichsam unter dem Schatten ihres Schnurrbartes wohnen. Es gibt auch kleine, ängstliche Menschen, die unter dem Dache ihres Dienstgesichtes hausen. Mancher Mensch könnte gar keinen Dienst machen, wenn er kein Dienstgesicht hätte. Ein Dienst hat oft so viel Komisches, Trauriges, Hartes, Törichtes und Ungereimtes, daß man oft lachen, weinen, aufbegehren oder schimpfen möchte. Dies alles, das ganze zuckende, warme Menschenherz deckt das Dienstgesicht.

Freilich, auch das Dienstgesicht muß manchmal schimpfen. Das darf man dann nicht persönlich nehmen. Es schimpft nicht der Mensch, es schimpft der Dienst. Mach auch ein Dienstgesicht, setze dich dahinter und laß die Dienstgesichter die Sache miteinander ausfechten!

Ich hatte einen Freund, der stand im Westen einst im Graben und beobachtete durch den Grabenspiegel. Da traf die Blickrichtung einen Grabenspiegel drüben, und plötzlich sah mein Freund in das Gesicht des englischen Beobachters. Der Engländer griente und nickte. Der Deutsche auch. Manchmal sitzt man hinter seinem Dienstgesicht und sieht, wie durch eine zufällige Spiegelung, hinter das Dienstgesicht der Andern. Dann grient man auch und nickt einander zu. Solche Augenblicke, wo der Dienst für einen Augenblick transparent wird, sind von intimer Köstlichkeit. Meist aber wird der Dienst nicht transparent, wenn zwei dienstlich miteinander umgehen. Die beiden Dienstgesichter verhindern das. Zwischen ihnen fließt der Dienst dahin.

Das übergeordnete Dienstgesicht hat die volle Bewegungsfreiheit. Das untergeordnete ist offiziell starr. Nur wer Soldat gewesen ist, weiß, welcher Nuancen ein untergeordnetes Dienstgesicht fähig ist. Man konnte beim Militär alles sagen, alles, was man gerade wollte, nur nicht mit dem Munde, sondern mit dem Dienstgesicht.

Man denke jedoch nicht, daß das Dienstgesicht eine Ausgeburt des Militarismus ist. Ein Dienstgesicht macht jeder, der es sich leisten kann. Bei der Revolution rasten durch die Straßen der Großstädte Autos vom Soldatenrat, dicht mit Bewaffneten besetzt. Auf den Schutzblechen der Vorderräder lagen, das Gewehr schußbereit, junge Burschen in Uniform. Welche Dienstgesichter! Welch ein Autoritätskrampf! Sie taten, als ob sie von der Geschichte persönlich gefilmt würden.

Wir brauchen aber nicht bis in die Revolutionsjahre zurückgehen. Gehen wir auf den Jahrmarkt und sehen wir uns den nächsten besten Kontrolleur auf der Berg- und Talbahn an, welch köstliches Dienstgesicht!

Das Dienstgesicht liegt dem Mitteleuropäer im Blut. Wir kommen gleichsam mit einem Dienstgesicht zur Welt. Darum machen wir das Diensgesicht oft auch außer Dienst und verletzen die goldene Regel, daß Dienst Dienst und Schnaps Schnaps ist. Nie ist uns Dienst Schnaps, aber oft ist uns Schnaps Dienst.

Das ist auch wirklich wahr. Wenn du, nichttanzender Leser, einmal dich recht belustigen willst, dann sieh dir die Dienstgesichter beim Tanzen an. Wenn Hans mit Liese tanzt, dann ist sein Dienstgesicht noch zu verstehen. Denn dort, wo Hans mit dem Gesichte anfängt, ist Liese bereits alle. Sein Gesicht hat nichts zu tun und sinkt zusammen in die Falten des Nachmittags. Aber wenn Fritz mit Edith tanzt, könnte es anders sein. Edith hat ihr Gesichtchen nahe genug bei Fritz, aber Fritz sieht dienstlich an ihr vorbei. Und Edith findet nicht einmal was dabei, nur wir, du und ich, die wir zusehen.

Ist es aber nicht auch zum Lachen? Wenn die Tanzfläche recht eng ist und der Tänzerklumpen langsam und schwerfällig um seine eigene Achse rotiert. Sieh' ihnen ins Gesicht, wie seriös und sachlich sie alle gucken! Muß man nicht meinen, sie tragen alle vor dem Chef die dienstliche Verantwortung, daß der Klumpen rotiert? Oder treten sie vielleicht die Kelter?

Noch schöner ist aber die Sache auf dem Maskenball. An der Bar steht Herr Saweschke vom Depositenschalter. Ich kenne ihn sofort am Gesicht. Er hat immer so was Bekümmertes, Vielsagendes um den Mund, so was, als ob er sagen wollte: „Nur sachte, Geld ist keine Kleinigkeit! Du kannst dich unglücklich machen; es wäre besser, du hättest keins, denn du verstehst noch nichts davon!" Ohne Zweifel ist das Herr Saweschke vom Depositenschalter. Aber Herr Saweschke steht eben jetzt an der Bar als Maharadscha von Seipur. Sein bekümmertes Gesicht sieht nicht aus dem sachlichen Viereck des Schalters, sondern aus einem Turban aus Seide von Seipur. Was ist jetzt richtig? Der Maharadscha am Schalter oder Saweschke in Seipur?

Ich weiß es nicht, doch ich muß lachen, und das sollte man nicht, wenn man ein Dienstgesicht sieht, und wenn es gleich das des Maharadschas wäre! Denn Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps!

Die Industrialisierung des Meeresbodens.

Das seltsame Unterwasser-Fahrzeug des Simon Lake.

Das phantastische Genie Jules Vernes ließ ihn prophezeien, daß der Mensch ein Fahrzeug konstruieren werde, welches Unterseereisen ermöglicht. Diese Idee ist zur Wirklichkeit geworden, die Unterseeboote haben im Kriege eine sehr große Rolle gespielt. Jetzt aber kommt es darauf an, diese wunderbare Erfindung dem Ziele der friedlichen Durchdringung der Natur, dem Wohle der Menschheit nutzbar zu machen.

Die neuesten Ergebnisse auf diesem Gebiet sind verblüffend: bereits am Ende dieses Sommers beabsichtigen die Amerikaner eine Tauchexpedition zu starten, und

zwar in einem Unterseeboote, dessen Konstruktion an die phantastische Bauart des Schiffes „Nautilus" im weltberühmten Roman von Jules Verne erinnert. Der Erfinder dieses Bootes, Simon Lake, ein bekannter Fachmann, experimentierte jahrelang mit seinem Unterseeboote, dem er auch den Namen „Nautilus" gab.

Das Boot ist ein Mittelding zwischen einem Unterseeboot und einer Taucherglocke. Wie das Phantasiegeschöpf von Jules Verne hat das Boot eine Menge großer Glasfenster und starke Scheinwerfer, mit deren Hilfe die Forscher den Meeresgrund genau betrachten und photographieren können. Das am Meeresboden liegende Boot kann mit seinem Mutterschiffe auf dem Wasser stete Verbindung unterhalten und zwar mit Hilfe eines dicken Kabels, welches einen Luftschlauch und einen Telephondraht enthält. Dank dem Luftschlauch kann das Boot, falls erforderlich, wochenlang unter Wasser liegen. Nötigenfalls kann aber das Boot das Kabel loslassen und mit Hilfe seiner Propeller sich wie ein gewöhnliches U-Boot in der Meerestiefe bewegen. Damit aber nicht genug. Das Eigentümlichste und Wunderbarste an der Konstruktion des U-Bootes von Simon Lake ist, daß dieses Boot sich auch auf dem Meeresboden bewegen kann und zwar vermag es wie ine große Krabbe vermitels seiner Raupenbänder zu kriechen.

Dem Inneren dieser Riesenkrabbe werden die Taucher entsteigen und auf dem Meeresgrunde spazieren gehen — genau wie es die Insassen des phantasievollen Schiffes „Nautilus", Kapitän Nemo und seine Gefährten, machten. Um nach Schätzen zu forschen — wissenschaftlichen und materiellen Schätzen des Meeresgrundes.

Simon Lake hat große Pläne als Forscher und Schatzsucher. Wenn man bedenkt, daß das Meer sieben Zehntel der Erdoberfläche bedeckt, kann man sich vorstellen, welche unermeßlichen Perspektiven sich den kühnen Forschern eröffnen. Am Boden des Atlantischen Ozeans liegt ein Plateau, so groß wie Europa, bedeckt von mannigfaltigsten Pflanzen, belebt von verschiedensten Arten der Meeresbewohner. Welch ein Gebiet für den Forscher! Im Laufe der Jahrhunderte versanken unberechenbare Schätze auf den Meeresboden. Der Ozean birgt versunkene Städte und Kontinente. Vielleicht kommt man jetzt der sagenhaften Atlantis auf die Spur.

An der Küste von Yucatan kann man bei klarem Wetter einen uralten, steinbelegten Weg auf dem Meeresgrunde deutlich sehen. An der tropischen Insel Cosumel sieht man die Fortsetzung dieser Unterseestraße. Vielleicht wird hier das Unterseeautomobil von Simon Lake diese ganzen versunkenen Straßen befahren, und die im ewigen Schlaf unter dem Meeresspiegel liegenden Städte, Paläste und Tempel besuchen. Diese Fahrt wird zweifelsohne die ganze Welt in Atem halten. Und da das Schiff eine Telephonverbindung mit seinem Mutterschiff hat, wird die Menschheit vielleicht die Begebenheiten dieser Wunderfahrt per Radio erfahren können.

Abgesehen davon, hat die Erforschung des Meeresgrundes eine große industrielle Bedeutung. Unermeßliche Ölreichtümer sind dort vorhanden — und das Öl ist in unserem Zeitalter manchmal kostbarer als Gold.

Dasselbe gilt für Kohle und Metalle. Wenn die Technik die Ausbeutemöglichkeiten dieser Mineralienreichtümer des Meeresbodens ermöglichen wird, werden sich neue unerhörte Horizonte für die Weltwirtschaft eröffnen. Der heute noch utopisch anmutende Gedanke der unterseeischen Kohlengruben und Ölsonden wird vielleicht rasch zur Wirklichkeit werden. Im Zeitalter von Atlantikflügen und transkontinentalen Radioübertragungen gibt es keine Grenzen mehr für die Wunder der Technik!

M. A.

Lustige Rundschau

* **Einschränkung.** Max muß sich einschränken. Max erzählt das überall. Gestern trifft ihn Treffer in einem Luxusrestaurant. „Du trinkst Sekt?" staunt Treffer. „Du knapperst Krebse, verspachtelst eine Schnepfe und andere gute Dinge? Ich denke, du mußt dich einschränken?" — „Tu ich auch!" meint Max. — „Inwiefern?" — „Ich nehme jetzt meine Frau nicht mehr mit!"



Bunte Chronik



* **Sodom und Gomorrha.** Im Auftrage des päpstlichen biblischen Institutes unternahm der katholische Geistliche Molon Ausgrabungen in Palästina, im Jordantal. Nun berichtet Molon, daß es ihm gelungen sei, die Spuren der beiden uralten Städte Sodom und Gomorrha zu finden, die der biblischen Überlieferung gemäß von Gottes Zorn vernichtet wurden. Die beiden Städte befanden sich am Ufer des Toten Meeres, am Fuße des Berges, von welchem Moses das gelobte Land erblickte. Molon entdeckte Überreste großer Ziegelhäuser. An einer vorgelagerten Stelle fand er eine tief in die Erde eingegrabene Steinsäule, die eine Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hat. Molon vermutet, daß dieser Fund nichts anderes sei, als die Frau des Lot, die, wie die biblische Legende berichtet, in eine Salzsäule verwandelt wurde. Um festzustellen, ob seine Vermutung den Tatsachen entspricht, schickte Molon einen Teil der von ihm entdeckten Säule zur Untersuchung auf Salzgehalt nach Rom.

* **Die Marsbewohner über das Leben auf der Erde.** In Amerika herrscht die größte Dürre und Trockenheit, wie sie selbst die ältesten Leute noch nicht erlebt haben. Besonders schwer werden davon natürlich die Landleute betroffen, speziell diejenigen östlich des Mississippi. Wenn wir unser Wetter austauschen könnten, wenn wir den Amerikanern etwas von unserm Regen abzugeben vermöchten, und umgekehrt, würde die Zukunft für die Landwirte beider Hmisphären etwas rosiger aussehen. Das Tal des Mississippi fällt von einem Extrem ins andere, entweder die größte Trockenheit oder die stärksten Wolkenbrüche suchen es heim. Aber der Unterschied zwischen den Hitzewellen und der Trockenheit in den Vereinigten Staaten einerseits und den Wolkenbrüchen und Niederschlägen andererseits bei uns ist ganz charakteristisch. Die beiden Seiten des Atlantischen Ozeans haben zur selben Zeit selten das gleiche Wetter. Man höre, was die Bewohner des Mars daraufhin für Schlüsse auf das Vorhandensein von Menschen auf der Erde ziehen. Sie berichten ihren gelehrten Gesellschaften darüber in folgenden Thesen. Die allgemeine Theorie, daß die Erde von lebenden Geschöpfen bewohnt wird, wird augenblicklich durch teleskopische Beobachtungen der klimatischen Bedingungen dieses Planeten widerlegt. Die eine Seite der Erdoberfläche ist in Feuchtigkeit gehüllt, während die andere knochentrocken ist. Es müßte daher verschiedene Möglichkeiten der Lebensformen geben, angepaßt diesen gegensätzlichen Bedingungen, die das ganze Jahr abwechseln. Um unter solchen Umständen leben zu können, müßten die Bewohner beider Regionen in einem Monat ein Salamandr, im andern ein Fisch sein. Es muß daher mit Sicherheit daraus geschlossen werden, daß dieser unglückliche Planet unfähig ist, irgend welche Form des Lebens zu ertragen.

* **Singverbot für Bubiköpfe.** Der Ausschluß junger Mädchen und jugendlich gestimmter Frauen aus dem Kirchenchor, weil sie ihr Haar der Mode opferten und sich Bubi- und Pagenköpfe zulegten, ist nur noch möglich in Ländern, zu denen die Mode des kurzen Haars erst sehr spät kam. Norwegen ist solch ein Fall, und ereignet hat er sich in dem kleinen Orte Bremnes bei Haugesund. Die Norweger sind so unglücklich über den Beschluß der gestrengen Kirchenältesten, der auf Ausschluß der Bubiköpfe für Lebenszeit lautet, daß sie sogar ihre Telegraphenagentur bemühten, die schreckliche Kunde über das ganze Land zu verbreiten, um zum Widerspruch gegen solches Geschehen aufzufordern. Aber das haben die Bremneser Frauen selbst schon in äußerst drastischer Form getan. Sie alle ließen sich das schöne Blondhaar und die langen dicken Zöpfe kappen, sind aus dem Kirchenchor ausgetreten und haben die Kirchenältesten zur Bildung eines Männerchors gezwungen. Schade, schade um das schöne blonde Haar, das einem Modestreit geopfert wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.